

Vorurteile – Fluch und Segen!

Heute werden Vorurteile sehr negativ bewertet. Dabei wird jedoch vergessen, wie wichtig das Schubladendenken für das Überleben war – und immer noch ist.

Ich fliege nicht gern ins Ausland. Denn auf dem Rückweg werde ich am Flughafen regelmässig von freundlichen Zöllnern aus dem Strom der Reisenden herausgepickt, weil sie einen Blick in mein Gepäck werfen wollen. So geht das schon seit meiner ersten Flugreise vor rund 40 Jahren. Mit meinen langen Haaren, dem unrazierten Gesicht und der rockermässig aussehenden Lederjacke werde ich wohl als jemand wahrgenommen, der bestimmt was Illegales ins Land schmuggeln will. Als Teenager machte ich mir daraus sogar einen Spass und trug beim Rückflug jeweils extra provokante Shirts. Gefunden haben die Zollbeamten nie etwas. Natürlich nicht, denn dass wir Langhaarigen alle etwas auf dem Kerbholz haben, ist ja nur ein Vorurteil.

Vorteil Vorurteil

Wir Menschen neigen dazu, Situationen zu beurteilen, ohne alle Parameter sorgfältig gegeneinander abgewogen zu haben. Wir bilden uns ein Vor-Urteil. Das ist eine sinnvolle Angewohnheit. Dafür öffnen wir, bildlich gesprochen, Schubladen mit Stereotypen, die wir für die rasche Erstbeurteilung nutzen. «Könnten wir Menschen nicht sehr schnell in Kategorien einordnen, wären wir völlig mit Informationen überladen», sagt denn auch der deutsche Sozialpsychologe Hans-Peter Erb. Jede Situation wäre vor lauter Nachdenken und Abwägen vorbei, noch bevor wir reagiert hätten. Was durchaus lebensgefährlich sein könnte. Wegzuspringen, wenn hinter uns eine Autohupe ertönt, kann einem das Leben retten. In der sorgfältigen Nachbeurteilung mag diese Reaktion zwar übertrieben gewesen sein – aber eben immer noch besser, als sich bedächtig umzudrehen, die Situation gründlich zu analysieren und mit einer Kühlerhaube Bekanntschaft zu machen. Man muss natürlich nicht erst selbst von einem Auto erfasst worden sein, um eine solche Schnellreaktion auszuführen. Viele dieser überlebenswichtigen Vorurteile beruhen auf Erfahrungen früherer Generationen; der heutige Mensch profitiert sozusagen von der Geschichte.

Wenn Vorurteile diskriminieren

Wenn die Forderung laut wird, man solle doch bitte schön vorurteilsfrei durchs Leben gehen, dann geht es um eine andere Art von Vorurteilen: jene gegen Menschengruppen. Auch diese beruhen meist auf Einschätzungen früherer Generationen, die verallgemeinert wurden und sich in der Gesellschaft festgesetzt haben. So dürfte das Stereotyp des «faulen Schwarzen» auf die Kolonialherren zurückgehen; jenes der «hinterlistigen Indianer» auf die frühen Siedler Nordamerikas. Dass sich solche Vorstellungen zum Teil bis in unsere moderne, aufgeklärte Informationsgesellschaft tradierten, erklärt der US-amerikanische Biomechaniker und Schriftsteller James Clear in seinem Buch «Atomic Habits» so: «Die Welt hat sich in den letzten Jahren rasend schnell entwickelt, die menschliche Natur hingegen kaum.» Es ist eben auch heute noch bequem, bewährte Schubladen aufzuziehen und sich daraus zu bedienen, ob bewusst oder unbewusst.

Vorurteile für die Massen

Die Geschichte zeigte ein ums andere Mal, welche Auswirkungen Vorurteile gegen Menschengruppen haben können, wenn sie gezielt eingesetzt und geschürt werden. Das Motto dabei ist stets: Wir gegen die anderen. Indem zum Beispiel Adolf Hitler immer wieder gegen «den Juden» wetterte, beschwor er ein mit allen Vorurteilen behaftetes Feindbild herauf, das eine von schweren Zeiten gebeutelte deutsche Bevölkerung nur allzu gern übernahm. In jüngerer Vergangenheit bedienten sich die Befürworter der Minarett-Initiative recht unverhohlen stereotypisierender Vorurteile und warfen damit alle Muslime in einen Topf – mit Erfolg. Daran änderte auch die Tatsache nichts, dass die Eidgenössische Kommission gegen Rassismus ein Pro-Plakat als «Verunglimpfung und Diffamierung der friedlichen Schweizer Bevölkerung» einstufte. Doch es muss nicht immer um Politik gehen, wenn Vorurteile mehr oder weniger offensichtlich bespielt werden. Berichten zum Beispiel News-Seiten über Verkehrsunfälle, wird das Alter der Unfallverursachenden meist nur dann in der Headline genannt, wenn sie besonders jung oder besonders alt waren. Denn Junge können schliesslich noch nicht recht und Alte nicht mehr richtig Auto fahren! Drauf geklickt, um das Vorurteil zu bestätigen. Diese als «Clickbaiting» bekannte Kunst sorgt für Seitenaufrufe, was sich wiederum in Werbeeinnahmen niederschlägt.

Unbewusste Beeinflussung

Vorurteile halten sich hartnäckig. Ein Grund dafür ist, dass sie oft im Unterbewusstsein verankert sind und so Einfluss nehmen, ohne dass man es bemerkt. Daran können scheinbar auch Jahrzehnte, in denen Themen wie Gleichberechtigung, Gleichstellung und Gleichbehandlung aller Menschen fast täglich und lautstark diskutiert werden, nichts ändern. Verschiedene Untersuchungen belegen dies mit aller Deutlichkeit. Der Gender-Social-Norms-Index 2023 der Vereinten Nationen zeigte zum Beispiel, dass in den 80 untersuchten Ländern 9 von 10 Männern und Frauen (!) grundsätzliche Vorurteile gegen Frauen hegen. Männer seien demnach die besseren Führungskräfte und schnitten in der Wirtschaft als Chefs besser ab als Frauen, so die landläufige

Meinung. Eine Studie aus Frankreich zeigte, dass die Mitglieder eines universitären Evaluationsgremiums grossmehrheitlich Wissenschaft unbewusst mit Männern assoziierten – und deshalb bei Bewerbungen andere Massstäbe anlegten. Dass in den USA Menschen afroamerikanischer und hispanischer Herkunft im Verhältnis zu ihrem Bevölkerungsanteil deutlich häufiger Opfer tödlicher Polizeigewalt werden als Weisse, ist nicht erst seit den Eskalationen um George Floyds gewaltsamen Tod 2020 bekannt.

Selbst getestet

Es scheint, als hätte der US-amerikanische Kommunikationstrainer Dale Carnegie recht gehabt, als er bereits 1936 in seinem Bestseller «How to Win Friends and Influence People» sinngemäss feststellte: «Die meisten von uns sind voreingenommen und befangen. Wir möchten das glauben, was wir aus Gewohnheit als wahr akzeptiert haben. Und wenn Zweifel daran aufgeworfen werden, suchen wir nach allen erdenklichen Entschuldigungen, um an unseren Ansichten festzuhalten.» Allen, die das bezweifeln und sich selbst für ziemlich vorurteilsfrei halten, seien die überall im Internet verfügbaren impliziten Assoziationstests (IAT) empfohlen. Sie wurden 1998 an der Harvard University entwickelt und sind ein erprobtes, wenn auch nicht gänzlich kritikfreies Instrument, um unbewusst vorhandene Vorurteile messbar zu machen. Schockieren sollten einen die Auswertungen dann zwar nicht – aber vielleicht zum Nachdenken anregen. Und das ist ein guter Anfang, um an den eigenen Vorurteilen zu arbeiten.

*Erik Brühlmann und
Marius Leutenegger*

«Unsere Vorurteile haben uns geholfen zu überleben»

Vorurteile sind eine komplexe Angelegenheit. Sie begegnen uns bewusst oder unbewusst jeden Tag und sind nur schwer abzubauen. Ursula Meidert, Dozentin am Institut für Public Health der ZHAW und Forschende zum Thema «Unconscious Bias», gibt einen professionellen Einblick ins Thema.

In einem Psychologie-Lexikon steht: «In der sozialpsychologischen Literatur bezeichnet man als Vorurteil eine negative oder positive Haltung gegenüber Personen, Gruppen, Objekten oder Sachverhalten, die weniger auf direkter Erfahrung als vielmehr auf Generalisierung beruht.» Einverstanden?

Ursula Meidert: Ja, aber ich benutze lieber das englische Wort Bias. Das Wort «Vorurteil» ist im Deutschen sehr negativ behaftet. Natürlich ist ein Bias sehr oft negativ, aber es gibt eben auch den positiven Bias.

Zum Beispiel?

Ich war als 20-Jährige einmal in Japan. Als ich dort sagte, ich komme aus der Schweiz, merkte ich gleich, wie freundlich und zuvorkommend die Menschen reagierten. Sie assoziierten die Schweiz mit positiven Ansichten, hatten also einen positiven Bias.

Wie entstehen solche Generalisierungen, auf denen laut Definition Vorurteile beruhen?

Das kann durch kulturelle Erfahrungen geschehen, die sich dann verbreiten. Zum Beispiel wurden Franzosen früher deskriptiv als «Froschfresser» bezeichnet, weil dort zuweilen Froschschenkel auf der Speisekarte standen. Dass Juden als geldgierig galten, hat seinen Ursprung darin, dass sie im Mittelalter oft nur Geldhandel betreiben durften. Solche Generalisierungen oder Stereotype werden durch den Sprachgebrauch, durch Haltungen oder Zwischentöne weitergegeben und verbreitet. Eine zweite Erklärung ist, dass das Gehirn Heuristiken oder Denkkabkürzungen bildet. Denn man kann nicht immer über alles erst intensiv nachdenken, bevor man handelt.

Dies ist dann der sogenannte Unconscious Bias, das unbewusste Vorurteil?

Genau. Das hilft uns, Alltagssituationen schnell und ökonomisch zu bewältigen – auch wenn die instinktive Einschätzung nicht immer richtig sein muss. Für den frühen Menschen waren Heuristiken sogar überlebenswichtig: Man nimmt einen Schat-



Ursula Meidert doziert am Institut für Public Health der ZHAW und forscht zum Thema «Unconscious Bias».

ten wahr und duckt sich, um nicht von etwas getroffen zu werden. Schwarz wird generell unbewusst mit «gefährlich» gleichgesetzt. Man weiss zum Beispiel, dass Menschen mehr Angst vor schwarzen als vor weissen Hunden haben.

Also stecken gewisse Vorurteile in der menschlichen DNA?

Evolutionsbiologisch kann man so argumentieren. Doch dies ist umstritten, weil es schwer zu beweisen ist. Einig ist man sich immerhin, dass unsere Vorurteile uns in der Evolution zu überleben geholfen haben.

Auffällig ist: Stereotypen ist schwer beizukommen, und sie scheinen sich auch kaum zu verändern ...

Das liegt daran, dass die Menschen dazu tendieren, am Stereotyp festzuhalten – selbst wenn sie eigentlich Gegenbeispiele dafür kennen. Das liegt ausserdem daran, dass Stereotype in allen möglichen Medien immer wieder ausgeschlachtet und

damit zementiert werden, selbst in Büchern wie der Harry-Potter-Reihe. Dort werden zum Beispiel Französinen als arrogant dargestellt, die rumänischen Zauberlehrlinge wiederum als stereotypisch düster. Zudem schliesst man sich in seinem Umfeld oft Mehrheitsmeinungen an, um nicht abseitszustehen. Menschen sind soziale Wesen; aus einer Gruppe ausgeschlossen zu werden, ist schlimm für uns. Da schliessen wir uns dann auch schon mal Vorurteilen der Gruppenmehrheit an, auch wenn wir im Privaten anders darüber denken. Das ist mit Experimenten gut belegt.

Heute wird oft gefordert, man solle anderen Menschen ganz ohne Vorurteile begegnen. Ist das überhaupt möglich?

Nein! Aber man sollte seine Ansichten immer wieder reflektieren und überprüfen. Will man seinen persönlichen Bias revidieren, muss man den Prozess bewusst angehen und sich seinen Vorurteilen und damit oft auch Ängsten stellen. Aber es ist tatsächlich umstritten, wie weit sich der persönliche Bias in Taten überträgt. Man hat vielleicht Vorurteile gegen übergewichtige Menschen. Das heisst aber nicht zwingend, dass man sie deswegen automatisch schlechter oder anders behandelt.

Wann werden Vorurteile gefährlich?

Zum Beispiel wenn mit Vorurteilen Ängste geschürt werden oder wenn Vorurteile mit Absicht bespielt werden, um davon zu profitieren. Oder auch im professionellen Bereich, wenn weitreichende Entscheidungen innerhalb kürzester Zeit gefällt werden müssen – zum Beispiel beim polizeilichen Waffengebrauch. Oder wenn professionelle Entscheidungen, zum Beispiel vor Gericht, auf möglichst neutraler Basis gefällt werden müssen. Justitia wird nicht umsonst mit einer Augenbinde dargestellt. Auch in der Medizin können Stereotype gefährlich werden. So wird zum Beispiel bei Frauen öfter auf wichtige Untersuchungen verzichtet als bei Männern, weil bei Frauen stereotypischerweise Symptome öfter psychosomatischen Beschwerden zugeschrieben werden.



«Wichtig ist, dass alle gleich behandelt werden»

Salar Bahrampoori ist es gewohnt, aufgrund seines Nachnamens aufzufallen. Er nimmt es mit Gelassenheit und Humor und rät dazu, stets die Kirche im Dorf zu lassen.

«In manchen Belangen bin ich vermutlich bünzlicher als mancher Schweizer!», sagt Salar Bahrampoori. Er lacht herzlich. Dabei ist er ja, der Bündner Akzent verrät es, selbst Schweizer – aber eben auch Iraner. Der bekannte Moderator, Journalist und Schneesportlehrer wurde 1979 in Basel geboren, genau wie sein Bruder zwei Jahre zuvor. «Meine Eltern lebten zwar im Iran, dem Heimatland meines Vaters, doch für die Geburten reiste meine Mutter als Schweizerin jeweils in die Schweiz», erklärt Salar Bahrampoori. Eineinhalb Jahre später hatte sich die Situation im Iran im Zug der Islamischen Revolution unter Ayatollah Khomeini so sehr zugespitzt, dass sich die Familie zur Flucht entschloss. Diese muss abenteuerlich gewesen sein, da zum damaligen Zeitpunkt schon viele Wege ins Ausland abgeschnitten waren.

In der Schweiz angekommen, wurde die Familie schliesslich in Chur sesshaft. «Mein Vater litt sehr darunter, dass er nicht mehr im Iran leben konnte», erinnert sich Salar Bahrampoori. «Die Kultur und die Wärme der Menschen fehlten ihm sehr.» Ebenso schwierig war die Situation für die beiden Kinder: «Einerseits erwarteten unsere Eltern, dass wir uns anpassen und uns in die Schweizer Gepflogenheiten einfügen. Andererseits wurde auch viel Wert darauf gelegt, dass wir unsere persischen Wurzeln nicht vergessen.» Noch heute spricht Salar Bahrampoori Farsi, und er sagt, er sei irgendwie zwischen den Kulturen aufgewachsen. «Kam die Familie aus dem Iran zu Besuch, wurde erwartet, dass wir die dortige Kultur noch verstehen, gleichzeitig wurden wir angehalten, in der Schweiz nicht aufzufallen.» Deshalb bestand Salars Vater auch darauf, dass der Sohn trotz

seiner Aversion gegen Krieg und Waffen die Rekrutenschule absolviert, «wie alle anderen auch».

In der Schule war Salar Bahrampoori trotzdem «der Junge mit dem exotischen Namen», sagt er. Doch er wurde gut aufgenommen, integrierte sich schnell. An ein negatives, auf typischen Vorurteilen basierendes Ereignis kann er sich aber erinnern: «Als ich einmal einem Polizisten meine ID zeigen musste, blickte er auf meinen Namen und sagte: «Das ist doch kein Schweizer Name, die ID kann ich auch gleich zerreißen!» Der Vater verlangte bei der Polizei Aufklärung, doch die Angelegenheit verlief im Sand. Es sei oft der Name gewesen, der in Gesprächsatmosphären zum subtilen Game-Changer wurde. Offensichtliche Verballhornungen seines Nachnamens konnte und kann er hingegen sportlich nehmen. «Ich merke ja schnell, ob das nur als Scherz gemeint oder unterschwellig diskriminierend ist», sagt er. Wenn jedoch anderen so etwas widerfährt, stört ihn das sehr. «Ich bin da vielleicht sensibler als ein Hans Müller», sagt er. Betroffenen rät er, ruhig zu bleiben und einfach mal nachzufragen, wie das denn gemeint war. «Dann sind die meisten verdattert, kommen ins Grübeln und entschuldigen sich.»

Als Salar Bahrampoori 40 wurde, entschloss er sich, sich mit einem Fernsehteam auf die Suche nach seinen persischen Wurzeln im Iran zu begeben. «Da wurde mir schnell klar, dass ich kein wirklicher Iraner bin», erzählt er. Die Kultur sei komplett anders als in der Schweiz, die Menschen und das Leben seien lauter. «Ich bin so schweizerisch geprägt, dass mir das fremd vorkam.» Die Einheimischen mochten den Fernsehmann auch nicht als einen der Ihren akzeptieren. «Ich war der Glückliche, der in den schweren Zeiten in die sichere Schweiz entfliehen durfte», erinnert er sich, «und mir wurde immer wieder klar gemacht, dass ich keine Ahnung habe, was die Menschen hier durchgemacht haben – womit sie natürlich recht hatten.» Umso mehr wusste Salar Bahrampoori die Annehmlichkeiten zu Hause nach seiner Rückkehr wieder zu schätzen. «In der Schweiz kann man seine Meinung frei äussern. Im Iran läuft man dann Gefahr, ins Gefängnis gesteckt zu werden.»

Noch heute kommt es fast täglich vor, dass er als «der Mann vom SRF mit dem seltsamen Namen» erkannt wird. Und das ist durchaus nicht böse gemeint. «Ich glaube, ich habe dadurch ein wenig den Exotenbonus», mutmasst der Moderator, «ich bin der Quotenausländer beim Fernsehen, der halt doch irgendwie ein anständiger Kerl ist.» Seiner Fernsehlaufbahn hat dies in einer Zeit, in der ethnische Vielfalt schon fast zum Muss wurde, jedenfalls sicher nicht geschadet. Alles in allem findet Salar Bahrampoori sowieso, dass man heute zu sehr jedes Wort auf die Goldwaage legt. «Viel wichtiger ist doch, dass jemand nicht aufgrund von Vorurteilen anders behandelt wird», findet er. «Dies ist heute schon sehr viel besser als im letzten Jahrtausend.»



Medien-Mann Salar Bahrampoori: «Ich bin der Quotenausländer beim Fernsehen, der halt doch irgendwie ein anständiger Kerl ist.»

© FOTO: ZVG

In der nächsten
Ausgabe:

SCHÖNER WOHNEN

Wie wir uns einrichten
und was es über uns
aussagt.

«Worte sind Verant-Wort-ung»

Simon Froehling ist Schriftsteller und weiss, was man mit falsch gewählten Worten anrichten kann.

«Vorurteile sind nicht kategorisch schlecht», sagt Simon Froehling – denn der Schriftsteller kann sie für seine Arbeit verwenden. «Wenn ich einen Cis-Mann beschreibe, schlank, mit vielen Tätowierungen, einer billigen Gold-Imitat-Uhr aus den 1980ern und einem Batikpullover, dann wecke ich bewusst Vorurteile bei den Lesenden und kann damit spielen.» Simon Froehling schmunzelt, denn er hat sich gerade elegant selbst beschrieben. Dass der 47-Jährige dieses Spiel mit Vorurteilen durchaus beherrscht, zeigt er in seinem Erfolgsroman «Dürst», der 2022 für den Schweizer Buchpreis nominiert war. Auch im Alltag haben Vorurteile für Simon Froehling durchaus ihren Nutzen. «Sie kategorisieren und helfen uns zu automatisieren, damit unser Gehirn genügend Kapazitäten hat, um sich mit Neuem zu beschäftigen.» Man betritt einen Raum, und das Gehirn beginnt, die ihm bekannten Schubladen zu öffnen und ein Wahrnehmungsgestüt aufzubauen. Das verhindert die ständige geistige Überforderung, der man sonst ausgesetzt wäre. Das Problem mit Vorurteilen sei ja auch nicht, dass sie grundsätzlich völlig falsch und unbegründet seien, sagt der Schriftsteller. Problematisch würden sie erst, wenn sie universell und unreflektiert auf den gesamten Inhalt der jeweiligen Schublade angewendet werden. «Herauszufinden, welche Vorurteile in dieser Hinsicht hilfreich sind und welche man zu überwinden versuchen sollte – diese Sensibilität ist wichtig.»

Es liegt dem schweizerisch-australischen Doppelbürger jedoch fern, Vorurteile schönzureden. Zumal er selbst als schwuler Mann mit dem oben beschriebenen Aussehen und einer diagnostizierten bipolaren Störung solchen Vorurteilen ausgesetzt ist. «Wie wohl alle, die von der Norm abweichen», sagt er fast schon lapidar. Und dies tagtäglich. «Die gängige Meinung ist ja, dass es ein Coming-out gibt, und dann hat man das hinter sich», erzählt der Schriftsteller. «Die Realität ist aber, dass ich praktisch jeden Tag ein Coming-out erlebe: Wenn ich eine Bühne betrete, wenn ich eine neue Person kennenlerne, wenn ich mit meinen lackierten Nägeln einkaufen gehe.»

Stigmatisierungen aufgrund von Vorurteilen rühren meist daher, dass man das Andere nicht selbst kennt. Er merke das immer wieder, wenn es um seine bipolare Störung geht. Da man ihm diese nicht ansieht, denken die Menschen oft,

er müsse «normal» sein, und sie wundern sich dann, wenn seine Stimmung und sein Verhalten in die eine oder andere Richtung ausschlagen. «Das Vorurteil, normal zu sein, führt zu falschen Annahmen, die schmerzhaft sein können», weiss der Autor.

Dass man heute viel stärker als noch vor wenigen Jahrzehnten auf Sprache und Formulierungen achtet, findet Simon Froehling richtig und wichtig. «Wenn jemand sein Leben lang von «Fräulein» spricht, hat das nicht nur auf ihn oder sie selbst einen Einfluss, sondern auch auf alle, die das hören», ist er überzeugt. Aber ist es nicht egal, wenn an einem geselligen Stammtisch in einer Dorfkneipe nach Feierabend ein paar bierlaunige verbale Vorurteile auf den Tisch geklatscht werden – solange sie in diesem Rahmen bleiben? «Damit macht man es sich zu einfach», widerspricht der Schriftsteller, für den es eine Kombination aus Sturheit und der Angst vor Veränderung ist, wenn man an seinen Vorurteilen festhält. Auch beim geselligen Jass in der Berghütte. «Es geht ja nicht nur um die vier Jasser am Stammtisch», sagt der Schriftsteller, «sondern auch darum, dass andere Gäste, vielleicht sogar Kinder, die Sprüche hören und von diesen Vorurteilen getroffen werden oder sie übernehmen.» Worte, sagt er, seien eben Verant-Wort-ung.

Man hat selbst oft das Gefühl, dass man in Sachen Vorurteile gut unterwegs ist. Aber

dann betrachtet man sich und seine soziale Blase, in der man sich bewegt, und merkt: So viele People of Color kenne ich nicht; oder Menschen mit Beeinträchtigung, die man zum Essen einlädt. «Man neigt ausserdem dazu, die Ansichten aus seiner Blase recht unreflektiert zu übernehmen», sagt der Schriftsteller. «Das regt mich, vielleicht weil ich mit Sprache arbeite, manchmal überproportional auf.» Ebenso schwierig findet er, wenn über Bevölkerungsgruppen politisiert wird, die man eigentlich gar nicht kennt. Dabei brauche es ja oft nur eine Person, die man kennenlernt, um zu merken: Die sind ja gar nicht so anders als ich. Da müsse er sich auch selbst immer wieder an die eigene Nase fassen. Denn Simon Froehling weiss ganz genau, dass auch er selbst nicht frei von Vorurteilen ist. «Ich bin zum Beispiel ein eingefleischter Städter», gesteht er, «und ich habe viele Vorurteile gegenüber dem Land.» Viele hätten sich sogar bestätigt, sagt er lachend. «Aber es stimmen wohl auch viele Vorurteile, die man uns Städtern gegenüber hat.» Doch zum Glück seien wir Menschen lernende Wesen und könnten Vorurteile überwinden. Denn Vorurteile seien ja in gewisser Weise Denkgewohnheiten – und Gewohnheiten kann man ändern, wenn man es will.



© FOTO: DIETER KUBLI, BILGERVERLAG

**Autor Simon Froehling:
«Man neigt dazu, die
Ansichten aus seiner
Blase recht unreflektiert
zu übernehmen.»**